

Matteo Terzaghi
Amt für Lichtbildprojektion

verlag die brotsuppe



Matteo Terzaghi

Amt für
Lichtbildprojektion

aus dem Italienischen
von Barbara Sauser

verlag die brotsuppe

Originaltitel: *Ufficio proiezioni luminose*

© 2014, Quodlibet, Macerata (Italia)

www.quodlibet.it

Das Buch erscheint im Rahmen der ch-reihe.

Wir danken für die Unterstützung.

ch REIHE
Literatur aus der Schweiz
in Übersetzung

Dieses Buch erscheint mit Unterstützung der
ch Stiftung für eidgenössische Zusammenarbeit dank
der Beteiligung aller 26 Kantone. Die Übersetzung
wurde von Pro Helvetia subventioniert.

prohelvetia

www.diebrotsuppe.ch

ISBN 978-3-905689-62-4

Alle Rechte vorbehalten

© 2015, verlag die brotsuppe, Biel/Bienne

Übersetzung: Barbara Sauser, Bellinzona

Fotos: Nachweis Seite 108

Umschlag, Satz: Ursi Anna Aeschbacher, Biel/Bienne

Herstellung: www.cpibooks.de

Inhalt

Zwei Küken	9
Die Jungfrau Maria sehen	13
Eine Begegnung auf der Titelseite	15
Schuhe, Brillen, Schirme	19
Eine Art toter Punkt	21
Auf dem Gipfel	23
Selbstporträts (und Demografie)	25
Das Unsichtbare besichtigen	27
In Sarajevo, als Krieg war	29
Zwei Fotografen	30
Hiddensee	36
Hinter den Kulissen des Cabaret Voltaire	38
Die Bibliothek ohne Dach	41
Generationen	44
Die Casa del Fascio	46
Muntaser al-Saidis Schuh	50
Postskriptum	53
Der Künstler in seinem Atelier	54
Mit geschlossenen Augen	56
Jedes Auge hat einen blinden Fleck	57
Abenteuer eines Fotografen	59
Hunde	63

Verkaufsanzeige	65
By Air Mail	67
Flughafengespräch	69
Ein Tiger, aber ein lieber	71
Amt für Lichtbildprojektion	72
Abschiedsbilder	74
Ein Freund namens Glauser	76
Verkaufsanzeige (online)	81
Eine Holzkiste	83
Beethovens Gipsabdruck	85
Vaudeville Ventriloquism	88
Lichtpunkte an der Decke	90
Der Findling	96
Ziel verfehlt	98
Der Pornoflipper	99
Der letzte Schnappschuss	102
Der Autor	105
Die Übersetzerin	107
Nachweise	108

für B.

Zwei Küken

Wer gern Flohmärkte und Antiquariate besucht, weiss, dass populärwissenschaftliche Bildbände aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts seit einiger Zeit zu den Büchern gehören, für die sich niemand mehr interessiert: Bände über Tiere und die Wunder der Natur, Monografien über Urmenschen, Ägypter und Eskimos, Kochbücher, die mit dem Kapitel »Die Sandwichs« beginnen und mit »Das Weihnachtsbankett« enden, die Geschichte der Mode, die Geburt und Evolution des Automobils, die Eroberung des Mondes, das Handbuch für Heimwerker, die Welt des Puppenspiels, das Leben in der Wüste und der neue Hausarzt.

Man hätte das Gesicht des Verkäufers meines Vertrauens sehen sollen (eigentlich müsste ich meines Misstrauens sagen), als ich ihn ganz ohne zu feilschen um ein Dutzend solcher Bücher erleichterte. Er lobte meine Wahl überschwänglich, aber seine Darbietung stand auf wackligen Füßen, die Schminke floss ihm vom Gesicht: Es waren wertlose Bücher, reine Staubfänger. Warum interessierten sie mich plötzlich?

Während er eine Leiter hochkletterte und einen Bildband über die griechische Mythologie holte,

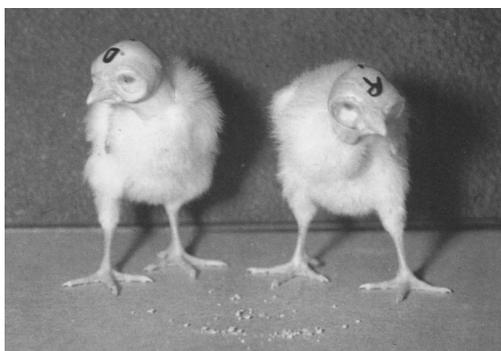
erklärte ich ihm, ich wolle sie mir einfach in Ruhe ansehen. Sie erinnerten mich an die verregneten Nachmittage meiner Kindheit.

Die Qualität der Illustrationen ist typisch für die Zeit, als die Passerfehler des Vierfarbendrucks die Norm, Scanner und digitale Bildbearbeitung hingegen noch Zukunftsmusik waren. Die Figuren sind auf eine Art und Weise ausgeschnitten, die einen förmlich das Geräusch der Schere hören lässt. Farbsatte Hintergründe, mit oder ohne Verlauf: dunkelgrün, orange, blau, rubinrot ...

Und dazu ein Ton in den Kapitelüberschriften und Bildlegenden, in dem die ganze Euphorie jener Jahre mitschwingt, als Westeuropa mit seiner atemberaubenden wirtschaftlichen und technologischen Entwicklung und trotz des Kalten Kriegs, der atomaren Bedrohung und alles Übrigen noch an eine leuchtende Zukunft im Schutz eines dichten Geflechts von Gewissheiten glauben durfte.

Es war die Zeit der Hausierer, die ihren Fuss bei Hausfrauen in die Tür stellten, während diese, mehr Lockenwickler auf dem Kopf als Neugierde auf die *Geheimnisse der Geologie* darin, letztere schliesslich doch kauften, vielleicht ratenweise, in Form von nach Abschluss des Werks in Kunstleder zu bindenden Einzellieferungen.

Und dann kamen die Bücherwände. Die rasch wachsende Mittelklasse verlässt Küche und Esszimmer, um es sich im Wohnzimmer bequem zu machen,



derweil die Kinder auf dem Spannteppich im Kinderlexikon *Antworten auf 1000 Fragen* schmökern und so den Grundstein zu Erfolg in Schule und Beruf legen.

Heute zwängen uns diese populärwissenschaftlichen Werke zur Auseinandersetzung mit einigen der peinlichsten Anmassungen der jüngeren Geschichte, sagte ich zum Bücherverkäufer und zeigte ihm das Bild zweier Küken. »Lesen Sie mal die Legende: ›Diese Küken mit Kapuze und Brille sind Gegenstand eines psychobiologischen Experiments. Durch die Brillengläser verändert sich ihre Sehkraft, und das wirkt sich wissenschaftlich mess- und interpretierbar auf ihre Handlungen aus.«

Mein Gesprächspartner deutete ein Lächeln an, klemmte die Zigarre zwischen die Finger und liess wie ein heruntergekommener Zeus eine Wolke aus seinem Mund entweichen: Rauch, der sich in all den Büchern festsetzte, mit denen er sein Kabuff vollge-

stopft hatte, kleine Partikel, die sich jedesmal wieder bemerkbar machen und Geruch nach Tabak und abgestandener Luft verbreiten werden, wenn jemand, auch erst in zehn Jahren, in einer anderen Stadt, auf einem anderen Kontinent, in einem anderen Olymp, auf den Gedanken kommen wird, sie aufzuschlagen.

Die Jungfrau Maria sehen

Als ein Freund von mir seine Partnerin zum ersten Mal mit dem Sohn an der Brust sah, war ihm, als verliessen alle Stillenden Marien der Kirchen, Kirchlein und Kappellen seiner Region in einer Gnadenfülle ihre steinernen Gotteshäuser und kämen ihm entgegen. Es war eine amüsante Szene: Er, gefangen in seinen mystischen Visionen, sagte wirres Zeug zur Wöchnerin, sie, ausserstande, ihm zu folgen, flehte nur um etwas Ruhe.

Diese Anekdote veranschaulicht ein Phänomen, das sich in weniger ausgefallener, gedämpfterer Form tagtäglich in unser aller Leben ereignet: Ein Bild taucht im Bewusstsein auf und projiziert seine Bedeutung nach aussen. Das führt in einem von tausend Fällen zu einer Offenbarung, einer zündenden Idee oder wenigstens einer Zuckung des Nervensystems.

Sagt man über jemanden, »er sehe die Jungfrau Maria«, entspricht das ungefähr der Aussage, er leide unter Sinnestäuschungen und sei nicht mehr ganz bei Trost, was aber soll man von Leuten denken, die sie überhaupt nie sehen? Denn so wie es Menschen gibt, die hie und da die Jungfrau Maria sehen, gibt es auch solche, die sie nie sehen.

Vor einiger Zeit bekam ich beispielsweise einen Rapport über die Kunstwerke eines Klosters zu Gesicht, den jemand im Auftrag des Zivilschutzes erstellt hatte. In diesem Inventar stand tatsächlich: »Hinten im Korridor hängt das Bild einer jungen Mutter mit einem Baby auf den Knien. Besonderheit: goldener Ring über dem Kopf der Frau.«

Wie weit kann diese Art von Vision oder Antivision gehen? Genau betrachtet wird auf dieser Leinwand ja nicht viel mehr zu sehen gewesen sein als ein von einem alten Holzrahmen umschlossenes Ensemble bunter Flecken.

Eine Begegnung auf der Titelseite

Am Samstag, dem 16. Dezember 2006, fanden sich ein Autorennfahrer und ein Schriftsteller gemeinsam auf der Titelseite der *Neuen Zürcher Zeitung* wieder. Unter dem einen Porträt stand: »Clay Regazzoni tödlich verunglückt«. Unter dem anderen: »Vor 50 Jahren starb Robert Walser«.

Der Rennfahrer, mit Lorbeerkrantz um den Hals und Good-Year-Mütze auf dem Kopf, hebt einen Pokal in die Höhe. Der Schriftsteller ist im Profil zu sehen, vor ländlichem Hintergrund, er trägt einen an den Schultern offensichtlich zu weiten Anzug und blickt in die Ferne, zum Horizont, sein geöffneter Mund drückt etwas zwischen Überraschung und Benommenheit aus, vielleicht schwingt auch ein bisschen Angst mit. Beide tragen einen Schnurrbart: schwarz und dicht der erste, diskreter der zweite.

Als ich die Zeitung auf Seite 65 (Literatur und Kunst) und 64 (Sport) aufschlug, hatte ich auf der einen Seite den rücklings im Schnee liegenden Leichnam Robert Walsers vor mir, der Hut zwei Meter weggerollt, auf der anderen Seite ein Porträt im Hollywoodstil von Regazzoni, der sich inzwischen den Schnurrbart abgeschnitten hatte.

Robert Walser, der Autor des *Spaziergangs* und Hunderter anderer Prosastücke in der Form von Spaziergängen, war am Weihnachtstag 1956 beim Spazieren in der Umgebung der psychiatrischen Heilanstalt Herisau gestorben. Der Formel-1-Champion Clay Regazzoni, seit einem Rennunfall an den Beinen gelähmt, war am Vorabend in der Nähe von Parma auf der Autobahn, unterwegs zu einem Oldtimer-Treffen, bei einem Crash ums Leben gekommen.

Eine andere Zeitung brachte ein Bild des Unfalls: das Auto mit der eingestauchten Schnauze und im Vordergrund der pietätvoll mit einem weissen Tuch zugedeckte Leichnam des Rennfahrers. Ich verglich das Bild mit dem des gestorbenen Schriftstellers: eine weisse Gestalt im Dunkel der Nacht, eine dunkle Gestalt im Weiss des Schnees. Die beiden Bilder waren je das Negativ des anderen.

Wir wissen, was nach einem Unfall geschieht: Autos halten an, erste Hilfe wird geleistet, Sirenen, Polizei, Ambulanzen. Robert Walsers Leichnam wurde von zwei Kindern auf dem Weg zum Schlitteln gefunden, vielleicht war es windig, aber wahrscheinlich dämpfte die Schneedecke die Geräusche und es war still.

Bevor er sich aus der Literaturszene zurückzog, publizierte Walser seine Bücher in angesehenen Verlagen, und auch wenn die Verkaufszahlen bescheiden blieben, wurden seine Gedichte und seine erzählende und essayistische Prosa doch von einigen der besten Schriftsteller der Zeit zur Kenntnis genommen und

rezensiert. Danach, während der achtundzwanzig in psychiatrischer Pflege verbrachten Jahre, hielt er sich auf Abstand zum Schreiben (auf Sicherheitsabstand, ist man zu denken versucht), er hatte entschieden, wie er seinem Mentor und damals vielleicht einzigen Freund Carl Seelig sagte, »möglichst unauffällig zu verschwinden«.

Regazzoni gewann fünf Grand Prix und erfreute sich einer grossen Popularität, die ihn auch während seiner sechszwanzig im Rollstuhl verbrachten Jahre nicht verliess, so wie er nie seiner Leidenschaft für Motoren abschwor. Er hatte nie aufgehört, Messen und Autosalons zu eröffnen und Tempolimiten zu missachten. »Die hiesigen Polizisten kennen mich und lassen mich in Ruhe«, erklärte er in einem Interview. Eine Zeitung zitierte Passagen aus der Autobiografie: »Für mich war der Rennwagen wie eine Insel der Einsamkeit, im Cockpit nahm ich keine äusseren Einflüsse mehr wahr. Das Dröhnen des Motors bewirkte, dass ich hochkonzentriert und zugleich entspannt war.«

Als ich das las, meinte ich das nervöse Kreischen der elektrischen Spielzeugautos wieder zu hören, die zu Hause bei meinen Cousins auf der Rennbahn obsessiv ihre Achten drehten, und ich erinnerte mich wieder an unsere davon geradezu hypnotisierten Gesichter.

Was passiert in Robert Walsers *Spaziergang*? Ein Schriftsteller setzt sich den Hut auf, geht aus dem

Haus und lässt die Welt auf sich zukommen, während er auf sie zugeht. Für Walser und seine literarischen Verwandten war das Gehen im Freien gleichbedeutend mit dem Wiederfinden jener Anmut, die seine Erzählungen noch heute verströmen, die aber bereits 1917, nicht nur durch den Ersten Weltkrieg, sondern auch durch die Vorläufer Clay Regazzonis bedroht war: »Wehe den dahersausenden Automobilen«, heisst es im *Spaziergang*, »die kalt und böse in das Kinderspiel, in den kindlichen Himmel hineinfahren, dass kleine unschuldige menschliche Wesen in Gefahr kommen, zermalmt zu werden.«

Schuhe, Brillen, Schirme

Strassen, Wege, Bahndämme, die Ufer von Flüssen und Seen und die Meeresküste sind übersät mit menschlichen Spuren: Müll oder den Besitzern abhanden gekommene Gegenstände. Normalerweise gleitet der Blick darüber hinweg, aber bei einem Schuh schreckt man kurz auf. Anders als bei Handschuhen, Schals oder Sonnenmützen ist es schwer nachvollziehbar, dass jemand einen Schuh verlieren kann, ohne es zu merken, und das ist vielleicht der Grund, warum uns im Freien ausgesetzte Schuhe meist wie Reliquien eines Heiligen oder eines armen Teufels vorkommen. Das Gleiche gilt für Korrekturbrillen, die die Vorstellungskraft vielleicht noch stärker anregen: um so mehr, je höher die Dioptrienzahl.

Wer seine Brille verliert, ist verloren, tappt im Nebel. Wer seine Schuhe verliert, ist wehrlos, gedemütigt oder bereit, eine Schwelle zu überschreiten.

Meinem Bruder ist es einmal passiert, dass er auf einem Wanderweg in den Bergen eine Sandale verlor und es nicht merkte, bis meine Mutter Alarm schlug und wir umkehren mussten, aber an andere Fälle könnte ich mich nicht erinnern.

Was haben also diese eleganten Highheels in den Beeten des Stadtparks zu suchen? Was haben dieser Pantoffel an der Autobahn und dieser wassergefüllte Stiefel im Wald verloren?

Markieren sie einen Wendepunkt, die genaue Stelle, an der jemand vom Erdboden verschluckt wurde, oder besser, von der aus jemand durch mystische oder ausserirdische Entführung in den Himmel auffuhr? Ich stelle mir ein Schild vor mit der Aufschrift: »Bitte Schuhe ausziehen vor Betreten des Raumschiffes«.

Mit den Schirmen hingegen verhält es sich anders, vor allem mit den schwarzen; sie versuchen sich von Anfang an jeglichen Besitzansprüchen zu entziehen und scheinen eigens dazu gemacht, vertauscht oder in schummrigen Ecken vergessen zu werden, sie sind die Zeugen einer Stafette, die zumindest theoretisch immer wieder von Neuem beginnen könnte. Wer ist noch nie auf einen verirrtten und womöglich rampo-nierten Schirm gestossen und hat in ihm augenblicklich einen alten Weggefährten erkannt? Tatsächlich ist der Schirm einer Krähe ähnlich, die dich mit einem »kra« begrüsst, so weit wie nötig begleitet und dann, beinahe ohne dass du es bemerkst, wegfliegt.